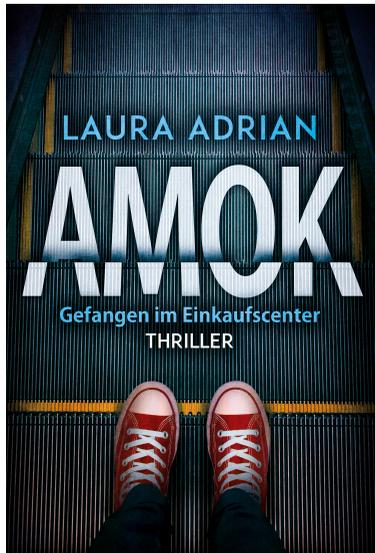


# Amok

Gefangen im Einkaufscenter

*Laura Adrian*



**unverkäufliche Leseprobe**

alle Rechte liegen bei Laura Adrian

## **Klappentext:**

*Stell dir vor, du planst etwas Großes. Alles ist gut durchdacht, aber dann gerät das Vorhaben außer Kontrolle ...*

In einem Einkaufscenter kommt es zu einem Amoklauf. Der Täter verschanzt sich mit mehreren Geiseln im Innern des Gebäudes.

Bisher galt Tim Weber als Außenseiter, als Versager. Man hielt ihn für ein Opfer. Wer oder was hat ihn dazu gebracht, mit einer Waffe auf Menschen zu zielen?

Die Tat wirft Fragen auf.

Wem kannst du in solchen Situationen trauen? Wer ist dein Freund und wer dein Feind? Was geschieht, wenn sich die Rollen vertauschen?

## **Infos zum Buch:**

**Preis:** eBook 3,99 €

**Taschenbuch:** 12,95 €

**ISBN:** 978-3-74948-088-3

Korrektur & Lektorat: Juliane Gläß;

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung eines Fotos von Shutterstock

# 1. Kapitel

## Mona Neumann – Schülerin

»Du kannst mich nicht alleine lassen«, flink huschten ihre Finger über die Tastatur des Handys. »Du weißt, um was es geht, ich brauche deine Unterstützung!«

Nach kurzer Überlegung fügte sie noch ein weinendes Smiley an und drückte anschließend auf *senden*. Danach ließ sie das Handy unter dem Pult in ihrer Hosentasche verschwinden und warf dem Professor, der sie bereits tadelnd ansah, ein entschuldigendes Lächeln zu. Dieser ging jedoch nicht darauf ein, es war schließlich nicht das erste Mal, dass seine Schülerin sich von ihrem Smartphone ablenken ließ.

»Mona Neumann, ich glaube, für Sie ist es besonders wichtig, im Chemieunterricht aufzupassen, wenn Sie Ihr Abitur bestehen wollen.«

Beschämt senkte sie den Kopf. Sobald sie in eine peinliche Situation geriet, lief ihr Gesicht tomatenrot an. Sie hasste sich dafür.

»Entschuldigung, es war wichtig.«

Verneinend schüttelte er den Kopf. »Nein, nichts ist aktuell wichtiger als der Schulunterricht. Sie befinden sich in der dreizehnten Klasse, Ihre jetzigen Noten bleiben ein Leben lang in Ihrem Abschlusszeugnis stehen. Also packen Sie Ihr Mobiltelefon weg und folgen Sie aufmerksam dem Unterricht.

In der Pause haben Sie wieder Zeit für soziale Netzwerke, lustige Videos und Kontakt mit Freunden.«

»Das Handy ist schon in meiner Hosentasche.«

Auch dafür hasste sich die neunzehnjährige Schülerin. Weshalb musste ihr Mund immer erst antworten und danach erst das Gehirn sich einschalten? *Erst denken, dann reden*, ermahnte sie sich selbst.

Der Professor überlegte kurz, ob er verbal auf die freche Antwort eingehen sollte, doch entschied sich dagegen. Er zog die Stirn nach oben und signalisierte ihr alleinig mit seinem Blick, dass sie auf dünnem Eis wanderte.

Die Minuten bis zum Ende der Stunde zogen sich wie Kaugummi. Angespannt rutschte Mona auf dem Stuhl hin und her. Schon vor einer gefühlten Ewigkeit hatte sie das Vibrieren des Handys an ihrem Oberschenkel gespürt. Allerdings getraute sie sich nicht, es erneut hervorzunehmen. Zu groß war die Gefahr, ein weiteres Mal erwischt und ermahnt zu werden. Der Professor hatte recht – wenn sie das Abitur bestehen wollte, musste sie im Unterricht aufpassen.

Ihre Noten waren in zahlreichen Fächern grenzwertig, im letzten Halbjahr hatte sie kaum gelernt, ihre Gedanken kreisten ständig irgendwo anders umher, alles erschien interessanter und wichtiger – das musste sich ändern. Wenn sich die dreizehn Jahre Schule lohnen sollten, musste sie ihr Verhalten ändern und Selbstbeherrschung trainieren.

Mona war die erste Person in ihrer Familie, die das Abitur absolvieren würde – falls sie die Prüfungen bestehen würde ...

Ihre Mutter kümmerte sich seit ihrer Geburt um den Haushalt und ihr Vater war Schlosser. Er arbeitete in einem kleinen Betrieb und musste dort regelmäßig Überstunden leisten oder an Wochenenden arbeiten, um ausreichend Geld für die Miete und das Essen zu verdienen. Sie waren nicht unbedingt arm, es reichte zum Überleben, dennoch gab es definitiv Leute, die mehr Geld zur Verfügung hatten. Zum Beispiel ihre Freundin Sina, der sie vorhin die Nachricht geschickt hatte. Sinas Mutter war Architektin und ihr Vater arbeitete bei der Bank. Sie besaßen ein eigenes Haus, zwei Autos, flogen in fast allen Ferien in den Urlaub ... Sina mussten beim Shoppen nicht auf die Preise achten ... Aber dafür waren ihre Eltern kaum zuhause. Als Neunzehnjährige freut man sich, wenn man heimkommt und sturmfrei hat, doch in der Grundschule hatte Sina Mona darum beneidet, dass ihre Mutter mit frisch gekochtem Essen auf sie wartete, sich mit ihr unterhielt und sie bei den Hausaufgaben unterstützte. Geld allein machte sie auf Dauer nicht glücklich und gab ihr auch nicht das Gefühl von Zufriedenheit. Lieber wäre sie wie ihre Freundin nur alle zwei Jahre mit dem Auto in den Urlaub gefahren und nicht geflogen, hätte auf einem Bauernhof übernachtet und nicht im Fünf-Sterne-Hotel, und hätte dafür die Aufmerksamkeit ihrer Eltern genossen.

Die zwei Freundinnen kannten sich seit der dritten Klasse. Damals war Sinas Familie neu in die Stadt gezogen. Das Mädchen war zu Mona in die Jahrgangsstufe gekommen, und

da neben ihr der einzige freie Platz im Saal war, wurden die beiden Mädchen Sitznachbarinnen. Zu Beginn hatten sie einander nicht leiden können und angeschwiegen. Weshalb, konnte mittlerweile keine der beiden mehr nachvollziehen, denn inzwischen waren sie unzertrennlich. Es gab kein Geheimnis, von dem die andere nichts wusste, sie erzählten sich alles, machten vieles gemeinsam, übernachteten regelmäßig beieinander und selbst ihre Eltern verstanden sich. Manchmal kam es Mona vor, als wäre Sina nicht ihre Freundin, sondern ihre Schwester, so eng war ihre Verbindung zueinander. Deshalb war es für sie auch absolut lebensnotwendig, dass sie heute zusammen shoppen gingen. Ihre Freundin musste dabei sein und sie beraten.

Endlich, das erlösende Läuten der Pausenglocke ertönte. Hektisch packte sie ihre Sachen zusammen und stürmte aus dem Saal. Auf dem Weg zum Pausenhof zog sie das Handy aus der Tasche und las die eingegangene Nachricht. *»Ich weiß Süße, aber ich kann nicht. Ich habe einen Zahnarzttermin und danach muss ich das doofe Bioreferat vorbereiten. Es tut mir leid.«* Kusssmiley.

Genervt steckte sie das Gerät zurück in die Hosentasche und schaute sich suchend um. Wo war das Biest?

Sie entdeckte Sina, wie sie gerade aus einem anderen Gebäude kam. Seit der zehnten Klasse besuchten sie unterschiedliche Leistungskurse, was oftmals dazu führte, dass sie sich ausschließlich in den Pausen oder nachmittags sehen konnten.

Gespielt wütend stampfte sie auf sie zu und verschränkte ihre Arme vor der Brust.

»Du bist doof! Ich hasse dich!«

Sie musste sich anstrengen, nicht laut loszulachen, und auch Sina sah man an, dass sie ihr Lachen zurückhalten musste. Nie hätte sich irgendetwas zwischen die zwei drängen können und nie hätte eine der beiden wegen solch einer Kleinigkeit einen Streit angefangen.

»Ich weiß ... Sorry. Aber ich bin davon überzeugt, dass du eine super Auswahl triffst.«

»Wie soll ich das machen?«, entgegnete Mona. »Du bist meine Modeberaterin! Ich brauche dich!«

Unterstützend legte Sina einen Arm um sie.

»Ich weiß, dass du niemals einen so erstklassigen Geschmack haben wirst wie ich, trotzdem bin ich davon überzeugt, dass ich dich inzwischen gut genug ausgebildet habe, dass du alleine auf Shoppingtour gehen kannst.«

Wenn es um Outfits, Schminken, Frisuren herrichten oder Ähnliches ging, war Sina unschlagbar. Nicht umsonst hatte sie vor zwei Monaten eine Zusage von einer Schule, die Modeberaterinnen ausbildete, bekommen. Sie wusste, was sie tat, sie hatte Ahnung davon, was angesagt war und schaffte es, mit den richtigen Accessoires selbst die langweiligsten Oberteile, Hosen oder Schuhe sexy aussehen zu lassen. Sie verwandelte graue Mäuse in strahlende Schwäne.

Deprimiert zog Mona die Mundwinkel nach unten.

»Hey, dafür schminke ich dich morgen und style dir die Haare«, probierte ihre Freundin sie aufzubauen.

»Das will ich hoffen! Ansonsten bist du nicht mehr meine Freundin.«

»Das ist eine harte Drohung!«

Mona schmunzelte. »Ja, aber unter Anbetracht der Tatsachen gerechtfertigt.«

Seit über einem halben Jahr schwärmte Mona für den jungen Mann, der an der Tankstelle arbeitete. Von der ersten Begegnung an hatte sie bei jedem Blickkontakt Schmetterlinge im Bauch verspürt. Mona träumte sich ein halbes Jahr zurück ...

Er war zwei Jahre älter als sie, super gut gebaut, muskulös, hatte braune Haare, ein verschmitztes Lächeln, Dreitagebart ... Er sah aus wie ein Model, was leider dazu führte, dass zahlreiche Mädchen ihn bewunderten und mit ihm flirteten. Jedes Mal, wenn Mona sah, dass ein anderes Mädchen mit ihm sprach und dabei mit ihren Haaren spielte oder auf andere Weise versuchte, ihn mit ihren Vorzügen zu beeindrucken, verkrampfte ihr Magen. Sie wusste, dass sie Liebe nicht erzwingen konnte und dass er nicht ihr gehörte, doch sie wünschte es sich. Sie wollte mit ihm händchenhaltend durch die Straßen ziehen, ins Kino gehen, seine Lippen spüren ... Allerdings musste sie ihn dazu erst einmal auf sich aufmerksam machen. Und genau dort lag ein großes Problem. Ihre Nervosität sorgte dafür, dass sie ihn häufig nur aus der Ferne beobachtete. Sobald sie ihm auch nur einen guten Tag wünschen wollte, färbte sich ihr Gesicht knallrot und sie

begann zu stottern. Es war, als würde sie vor ihm vergessen, wie man mit dem Mund Worte formt. So konnte sie ihn nicht beeindrucken ...

... Zumindest hatte sie das bis gestern geglaubt. Schließlich kämpfte sie inzwischen seit sechs Monaten darum, von ihm beachtet zu werden – gefühlt vergeblich. Doch dann hatte er sie angesprochen. Gestern war er auf sie zugekommen, hatte ihr ein zuckersüßes Lächeln zugeworfen, das ihr Herz sofort hatte schneller schlagen lassen, und sich durch die Haare gestrichen. Plötzlich war er ihr ebenfalls nervös erschienen. Er hatte sie begrüßt, ihr ein Kompliment für ihre wunderschönen grünen Augen gemacht, und anschließend hatte er sie gefragt, was sie für den Freitagabend geplant hätte.

Ihr Herz hatte so fest in der Brust gehämmert, dass es weh getan hatte, und sie hatte vor Aufregung zu schwitzen begonnen. Bevor sie ihm geantwortet hatte, hatte sie sich unsicher umgeschaut, ob er sich vor seinen Freunden einen üblen Scherz erlaubte, weil sie nicht fassen konnte, was geschah – aber sie waren alleine. Deshalb hatte sie »Noch nichts« entgegnet, woraufhin er sie um eine Verabredung gebeten hatte.

Am Freitagabend, 18 Uhr, wollte er sie zum Essen ausführen.

Als sie wenig später Sina anrief, um ihr von dem Erlebnis zu berichten, schwebte sie auf Wolke sieben. Ihr Traum war wahr geworden. Sie fühlte sich überglücklich. Doch dann stiegen Zweifel in ihr auf. Was sollte sie anziehen? Wie sollte sie sich

verhalten? Welche Frisur? Welches Make-up? Heute war Mittwoch, bis Freitag blieb ihr nicht mehr lange. Alles musste durchdacht und vorbereitet sein, nichts durfte schief laufen.

Da sie nicht mit alten Klamotten zu dem Date erscheinen wollte, entsprach es ihrem ursprünglichen Plan, heute mit ihrer besten Freundin nach dem Unterricht shoppen zu gehen. Sie sollte sie beraten und ihr ihre Bedenken, nicht hübsch genug zu sein, nehmen. Jedoch löste sich dieses Vorhaben nun auf. Sie musste wohl oder übel ohne Unterstützung ein Outfit zusammenstellen.

## **Julian Lortz – der Neue im Dienst**

Er seufzte laut, als er aus seinem Wagen ausstieg. *Warum tue ich mir das an? Es ist ja nicht so, dass ein Studium nicht anstrengend genug ist.*

Eigentlich wusste er genau, warum er das tat. Er brauchte das Geld, um seine Wohnung zu finanzieren, Essen zu kaufen und sein Auto zu unterhalten. Im Grunde hatte er keine Wahl, er musste arbeiten gehen, aber dennoch fragte er sich in diesem Moment, ob es *wirklich* sein musste. Gab es keinen anderen Weg?

Nein, leider nicht. Die finanziellen Rücklagen, die er vor dem Studienbeginn angespart hatte, waren aufgebraucht. Unter anderem wegen seines Mitbewohners Domenik, der

regelmäßig auf die Idee kam, in teuren Clubs feiern zu gehen, dann jedoch kein Geld zum Bezahlen hatte. Oder der Pizza bestellte und dann bei der Lieferung feststellte, dass er seine letzten Banknoten anderweitig ausgegeben hatte ... Julian musste Domenik finanziell häufig aus der Patsche helfen. Das ärgerte ihn hin und wieder, aber andererseits musste er zugeben, dass ihm sein Mitbewohner auch einige schöne Momente verschafft hatte. Ohne ihn wäre er weiterhin ein Nerd, der seine gesamte Freizeit in der Studentenbude verbrachte, lernte, Computerspiele zockte und politische Zeitschriften las. Bevor er mit ihm zusammengezogen war, war er so gut wie nie unter Menschen gekommen, hatte keine Freunde gehabt und war von seinen Kommilitonen belächelt worden.

Also: Es war ein Geben und Nehmen zwischen den beiden. Der eine profitierte von dem anderen. Julian half ihm, nicht eines Morgens mit mehreren hundert Euro Schulden aufzuwachen und dieser coachte ihn im Gegenzug im Umgang mit Menschen, im cool sein, in Freundschaften schließen und inzwischen sogar in flirten.

Bevor Julian Domenik kennengelernt hatte, hatte er sich nie getraut, auf Frauen zuzugehen. Doch jetzt saßen, wenn er mit ihm auf eine Party ging, immer Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts in der Nähe. Sprich, Domenik hatte Julian und dessen Leben verändert. Ja, Domenik war absolut verpeilt, ab und zu ein Arschloch, sehr überzeugt von sich selbst, sie waren komplett gegensätzlich, aber sie waren Freunde, beste Freunde.

Sie studierten beide an derselben Universität, Julian belegte Kurse in Wirtschaftspsychologie und sein Mitbewohner studierte aktuell Sport. Davor hatte er verschiedene andere Richtungen probiert, jedoch hatte er bisher immer einen Grund gefunden, weshalb diese Bereiche doch nicht das Richtige für ihn waren. Entweder waren die Prüfungen zu schwer oder die Professoren unfair, die Kommilitonen zu lahm, das Fach uninteressant ... Er fand jedes Mal eine Begründung und natürlich hing der Umstand niemals mit ihm zusammen. Er war schließlich perfekt.

Skeptisch betrachtete Julian seine neue Arbeitsstätte von außen. Es handelte sich um ein großes Einkaufszentrum. Knapp einhundert Läden verteilten sich auf zwei Etagen. Laut einer Infotafel hatte es jahrelang den Status als größtes Einkaufszentrum im Gebiet gehabt, doch in den letzter Zeit waren zunehmend gigantischere Komplexe entstanden, sodass es von der Spitze verdrängt worden war. Neben Bekleidungs-läden gab es in dem Einkaufszentrum noch einige Spielwaren-geschäfte, Büroartikelläden, Billigläden und natürlich Restau-rants und Cafés. Essen verkauft sich bekanntlich immer. Des Weiteren befand sich auf der Rückseite, sprich auf der entgegengesetzten Seite vom Haupteingang, ein Kino. Dieses bestand aus einem externen, von dem Center unabhängigen Gebäude. Zudem besaß es eine eigene Tiefgarage, aber dennoch war es dem Centermanagement des Einkaufs-zentrums angegliedert.

Weshalb Julian das wusste? Erstens gehörte es zu seiner Heimatstadt und zweitens war das Teil seines neuen Jobs. Dank seinem Mitbewohner durfte er nämlich ab heute als Aushilfskraft im Sicherheitsdienst mitwirken.

Domenik arbeitete ebenfalls in diesem Bereich. Seit fast vier Monaten war er im Center angestellt und laut seinen Erzählungen recht zufrieden damit. Angeblich wäre es ein entspanntes Arbeiten, man bekäme einen Euro mehr als den Mindestlohn pro Stunde, müsste lediglich regelmäßig seine Kontrollrunden laufen und hin und wieder einen Ladendieb beaufsichtigen, bis die Polizei vor Ort eintraf. Also nichts Weltbewegendes – ihm zufolge. Wobei er und Julian zwei völlig unterschiedliche Charaktere waren. Domenik war ein typischer Draufgänger, liebte den Nervenkitzel, hatte nie Angst, überlegte selten, bevor er etwas tat ... und Julian war ein Denker. Bevor er etwas machte, überdachte er sämtliche Folgen, analysierte die Lage und berechnete den Nutzen, er hasste das Risiko und liebte die Überschaubarkeit. Deshalb war er sich noch nicht darüber im Klaren, ob er sich im Sicherheitsdienst wohl fühlen würde. Doch das interessierte weder seinen Freund noch seinen neuen Chef. Das Bewerbungsgespräch war einen Tag zuvor gewesen, es hatte zwei Minuten gedauert und eigentlich war der Vertrag schon vom Abteilungsleiter unterschrieben worden, bevor er den Bewerber überhaupt gesehen hatte. Glaubte man Domeniks Aussage, so lag die rasche Einstellung einzig an ihm und seinen Schwärmereien über Julian. Dieser glaubte, es jedoch besser zu wissen – er ging davon aus, dass Personalmangel herrschte.

Unterstützt wurde seine Theorie von Schlagzeilen aus der Tageszeitung, die bereits mehrfach über Vandalismus im Center und Handtaschendiebstähle bei Kunden berichteten. Das setzte den Sicherheitsbeauftragten unter Zugzwang. Er musste sein Team verbessern und ausbauen, um den Ruf der Einrichtung nicht weiter zu gefährden. Dafür sprach auch die kurze Dauer bis zum ersten Arbeitstag. Nicht einmal vierundzwanzig Stunden war das Erstgespräch her.

Inzwischen war er beim Mitarbeiteringang angekommen. *»Du schaffst das! Es wird ein guter erster Tag werden!«*, machte der junge Mann sich in Gedanken selbst Mut, dann betrat er das Gebäude.

## **Alexander Volkmar – Sicherheitsbeauftragter**

Die zweite Tasse Kaffee des Tages stand auf seinem Schreibtisch, aber trotz des Koffeins fühlte er sich weiterhin schläfrig. Alexander Volkmar war der Sicherheitsbeauftragte des Einkaufszentrums. Er leitete das Center-Security-Team. Knapp zwanzig Jahre, also fast seit Gründung des Centers, übte er diesen Job schon aus. Er hatte die Hochglanzzeiten erlebt, Prominente durch die Einkaufspassagen begleitet und nun ... nun hatte er das Gefühl, bald auch das Ende der ehemals pompösen Einrichtung zu erleben.

Obwohl die Ansprüche an ihn und sein Team wuchsen, standen ihm von Jahr zu Jahr weniger Gelder zur Verfügung. Er sollte Großartiges leisten, doch bekam ausschließlich ungelernte Mitarbeiter, die ihren Job alleinig des Geldes wegen ausführten. Er brauchte jedoch Männer, die ihre Arbeit liebten, die ständig auf der Lauer lagen, die einen Dieb am besten schon entdeckten, sobald er den Eingangsbereich überschritt. Aber dafür taugten seine Leute nicht. Ihnen fehlten die Disziplin, der Kampfgeist, Erfahrung und möglicherweise Motivation. Wie oft hatte er sie in letzter Zeit beim Rauchen im Freien anstatt in den Läden entdeckt? Zu oft!

Verärgert knirschte er mit den Zähnen und nippte anschließend am Kaffee. Gestern hatte er einen weiteren Mitarbeiter eingestellt. Einen Studenten. Mal wieder. Auf den ersten Blick wirkte er relativ anständig, er war mit gekämmten Haaren und sauberen Klamotten erschienen und hatte nicht so verpeilt ausgesehen wie sein Kollege, der ihn empfohlen hatte. In Gedanken schüttelte er den Kopf, als er an Domenik dachte. Dieser Kerl würde ihn irgendwann noch in den Wahnsinn treiben. Er verhielt sich wie ein Kleinkind. Sobald man ihm eine zu lange Leine ließ, richtete er eine Katastrophe nach der anderen an und hinterließ eine Schneise der Verwüstung. Wäre Alexander Volkmar nicht auf jeden Mitarbeiter angewiesen, hätte er ihn längst entlassen. Aber was man dem Kerl gerechterweise lassen musste: Er besaß eine gesunde Portion Selbstvertrauen, blieb selbst in angespannten Situationen gelassen und zeigte, falls nötig, ausreichend Härte. Er ließ sich von weinenden Ladendiebinen, die sich

herzzerreißende Geschichten ausdachten, weshalb sie stehen mussten, nicht erweichen. Ob der Neue dazu ebenfalls fähig wäre, zweifelte er noch an. Julian wirkte zartbesaiteter und unsicherer. Herr Volkmar überlegte, vielleicht hatte er Glück und die zwei funktionierten wie Magnete zusammen. Was der eine zu viel war, hätte der andere zu wenig, eventuell glich sich das bei einer Zusammenarbeit im Team aus. Er hoffte es zumindest. Falls nicht, stünde er vor einem gewaltigen Problem.

Er nahm einen weiteren Schluck Kaffee und zwang sich dazu, mit seinen Gedanken nicht zu weit abzuschweifen. Vor ihm lag noch ein Menge Büroarbeit, die in den nächsten Tagen abgewickelt werden musste. Allerdings wollte seine Konzentration nicht so, wie er es gerne hätte. Als er den Blick durch den Raum schweifen ließ, blieb er bei einem der zahlreichen Fotos hängen, welche die Wände im Büro zierten. Es handelte sich um ein Bild, das vor circa zehn Jahren aufgenommen worden war. Es zeigte ihn zusammen mit dem Bürgermeister und dem Stadtbrandinspektor.

Zufrieden lehnte er sich in seinem Bürosessel zurück, faltete die Hände und schloss für einen Augenblick die Augen, um sich an den Moment zurückzuerinnern. Vor zehn Jahren war ein Brand in dem Einkaufszentrum ausgebrochen. Ein Kurzschluss hatte einen Kabelbrand ausgelöst, der sich rasend schnell ausbreitete. Da es Samstagvormittag war, herrschte Hochbetrieb in den Passagen. Nur seinem beherzten Eingreifen und dem koordinierten Handeln seines Teams war es zu verdanken gewesen, dass niemand zu Schaden gekommen

war. Wäre eine Panik ausgebrochen oder wären die Mitarbeiter nicht ausreichend geschult gewesen, hätte es sicherlich zahlreiche Verletzte, wenn nicht sogar Tote gegeben.

Kurz spürte er wieder den Stolz, den er damals, als das Bild aufgenommen worden war, verspürt hatte. Er fühlte sich nicht wirklich als Held, doch die Wochen danach war er wie einer behandelt worden. Fernsehreporter kamen vorbei, um ihn zu interviewen, Zeitungen berichteten über ihn, der Bürgermeister dankte ihm für seine sofortigen Evakuierungsmaßnahmen, Gelder flossen, es wurde in die Sicherheit investiert ... Es war eine andere Zeit gewesen. Damals wurde die Arbeit des Sicherheitsteams noch wertgeschätzt.

Er öffnete die Augen und schaute durch die Fensterscheibe auf den Parkplatz. *Vielleicht bin ich zu alt geworden.* Er konnte selbst nicht sagen, was mit ihm in den letzten Wochen los war. Ihm fehlte seine Motivation, sein Herzblut. Normalerweise liebte er den Job; natürlich mochte er es, wenn seine Arbeit anerkannt und er gelobt wurde, aber er brauchte es nicht zwangsläufig. Es war alles okay, solange er arbeiten konnte – und genau dort lag wahrscheinlich die Ursache: Wenn man ihm noch mehr Steine in den Weg legen würde, würde er nicht mehr vernünftig arbeiten können. Die aktuelle Lage schaute bescheiden aus. Über neunzig Prozent der Sicherheitsmaßnahmen waren auf Sand gebaut. Er hatte sogar schon überlegt, aufgrund der diversen Lücken seine Anstellung zu kündigen. Die Einsparmaßnahmen waren fahrlässig. Gelder, die man jetzt einsparte, müssten irgendwann womöglich mit Menschenleben ausgeglichen werden.

Nein, er war niemand, der den Teufel an die Wand malte, er war weder ein Optimist noch ein Pessimist, sondern ein Realist. Nach zwanzig Jahren als Manager, fünfunddreißig Jahren allgemeiner Berufserfahrung im Sicherheitsdienst und fünfundfünfzig Lebensjahren auf diesem Planeten wusste er, wie die Dinge liefen. Das System des Centers funktionierte, so wie es viele Systeme taten, aber nur, solange es keine schwerwiegenden Störungen gab. Ob er daran etwas ändern konnte? Nein, er konnte es ansprechen, aber richtig zuhören würde man ihm erst, wenn es zu spät wäre. Wenn er bei Sitzungen das Thema Sicherheit ansprach, verdrehten seine Kollegen die Augen. Sie beruhigten ihn, dass es kaum ein System gäbe, das in einem Katastrophenfall vernünftig griffe. Die meisten Konzepte sähen auf dem Papier wunderschön und beruhigend aus, allerdings hielt sich das wahre Leben nicht an Pläne oder Vorschriften.

Nichts war unberechenbarer als eine Menschenmenge, die in Panik geriet. In einem Ernstfall würde es keinen Unterschied machen, ob jemand sich vorher fünfhundert mögliche Szenarien ausgedacht hatte oder lediglich fünf. Aus Erfahrungsberichten wusste man, dass in fünfundneunzig Prozent der Fälle genau das eintrat, wofür man nicht gewappnet war. Inzwischen konnte die Menschheit vieles kontrollieren und berechnen, in Krisensituationen veränderten sich allerdings die Variablen und somit das Ergebnis. Im besten Fall geriete die Sache kontrolliert außer Kontrolle.

Herr Volkmar spürte die Wut in seinem Innern brodeln, wenn er solche Aussagen hörte. Diese Argumentationen waren

genauso undurchdacht wie die Behauptung »Was soll denn passieren? Das Center ist zu unbekannt, um ein Anschlagziel für Terroristen zu werden, und Feuer wird automatisch von den Sprinkleranlagen an der Decke gelöscht.«. Diesen Leuten fehlte die Erfahrung in der Praxis. Das Schicksal fragte nicht, ob man bereit oder gut vorbereitet war für den Fall der Fälle, es schlug einfach zu, schnell, hart, ohne Vorwarnung und dann, wenn man nicht damit rechnete. Aber was wusste er schon? Er war ein alter Mann und früher war alles schlechter als heute... Bei den jungen Leuten fand er kein Gehör, sie verließen sich auf ihre Technik und Elektronik.

Ob er ahnte, was heute passieren würde? Nein, sonst hätte er sicherlich Besseres zu tun gehabt, als in Ruhe seinen Kaffee auszutrinken. Womöglich hatte er eine Vorahnung, vielleicht spürte er, dass das Center auf eine Wand zuraste, aber eventuell war er auch einfach nur paranoid und bildete sich alles ein, das weiß man nicht. Der Brand im Einkaufcenter war nicht so spurlos an ihm vorbeigegangen, wie es nach außen hin den Anschein machte.

Kaum jemand hatte ihn im Anschluss an den Brand gefragt, wie es ihm ging, ob er nachts gut schlief oder mit Angstzuständen kämpfte. Er war an diesem Tag zu einem Held geworden, er hatte zahlreiche Menschen gerettet und größere Schäden verhindert. Es war alles gutgegangen, für Außenstehende gab es keinen ersichtlichen Grund, weshalb es ihm nicht gutgehen sollte. Und auch er selbst verstand monatelang

nicht, was mit ihm falsch lief und wieso er nicht einfach weiterleben konnte wie zuvor.

Die ersten Tage waren noch in Ordnung, er genoss den Rummel und die Aufmerksamkeit um seine Person – als es jedoch wieder ruhiger wurde, konnte er plötzlich nachts nicht mehr durchschlafen. Er wachte schweißgebadet auf, verspürte den Drang, durchs Haus zu laufen und überall nachzusehen, ob es irgendwo brannte. Aus dem Nichts heraus nahm er Brandgeruch wahr, der überhaupt nicht existierte. Auf der Arbeit fühlte er sich unsicherer, es war ihm kaum möglich, sich zu konzentrieren, teilweise war er geistig so abwesend, dass er sich in den Gängen, die er eigentlich mit verbundenen Augen ablaufen konnte, verlor. Er war nicht mehr er selbst. Er spürte, dass ihn der Brand, obwohl eine Katastrophe verhindert werden konnte, dennoch gezeichnet hatte.

Sein Inneres war erschüttert, aus dem Gleichgewicht geraten. Wäre jemand verletzt worden, hätte niemand daran gezweifelt, dass er professionelle Unterstützung bei der Verarbeitung der Eindrücke benötigte, doch so war es schwierig. Die Einsicht fehlte und sein Selbstvertrauen war zu gering, um um Hilfe zu bitten. Er wollte die Illusion des starken und zufriedenen Retters nicht beschädigen oder gar zerstören. Er durfte sich nichts anmerken lassen, deshalb schwieg er und machte die Sache mit sich aus.

Fast ein Jahr lang kämpfte er mit deutlichen Belastungsreaktionen, dann wurde es allmählich besser. Ganz verschwanden die Angst vor einem erneuten Brand und die Bilder nicht aus seinem Kopf, selbst heute noch begleiteten sie

ihn an manchen Tagen, aber er fand sich damit ab und lernte damit umzugehen. Solange man sein Trauma nicht berührte, tat es nicht mehr weh. Wenn man diese Geschichte kannte, verstand man seine Sorge, dass noch einmal etwas Schlimmes geschehen könnte. Herr Volkmar fürchtete sich davor, dass seine alten Wunden ein weiteres Mal aufreißen würden und der Schmerz noch extremer und unaufhaltbarer wäre als er es beim letzten Vorfall gewesen war.

## **Tim Weber – ein Versager**

Seine Hände zitterten. In der Nacht hatte er kaum geschlafen. Sein Gehirn lief auf Hochtouren, sollte er das Vorhaben tatsächlich durchziehen? Von Minute zu Minute überkamen ihn drastischere Zweifel. War es das wert? Welchen Preis müsste er für seine Tat zahlen? Welchen Preis hatte er bereits gezahlt? Er biss sich auf die Unterlippe, in der Hoffnung, dass der Schmerz seine Gedanken etwas friedlicher stimmte. Hatte er überhaupt noch die Chance auszusteigen? Nein, er wollte es tun. Er musste dafür sorgen, dass man ihm zuhörte. Er hatte nichts zu verlieren. Für ihn gab es nur noch eine Richtung!

Ein letztes Mal betrachtete er sein blasses Gesicht im Spiegel. Die Augen waren von dunklen Ringen unterlaufen, sie wirkten glanzlos und leer. Sein schwarzes Haar war frisch gewaschen und säuberlich gekämmt. Schließlich wollte er gut aussehen,

wenn bald zahlreiche Kameras auf ihn gerichtet sein würden. Heute würde er, ein zwanzigjähriger Versager, der einen hervorragenden Schulabschluss gemeistert hatte, aber im restlichen Leben eine absolute Niete war, Geschichte schreiben. Er hatte keine Ausbildung, keine Freunde, keine Beziehung, kein Geld, keine Hoffnung und spätestens nachher auch keine Zukunft mehr.

## **Ruth Schönbau – Verkäuferin**

Fast im Fünf-Minuten-Takt schaute Ruth Schönbau auf ihre Armbanduhr. Noch eine Stunde, dann war ihre Schicht vorbei. Normalerweise war sie nicht so ungeduldig, aber heute stand etwas Besonderes an. Ihr Sohn war vor drei Monaten zum Studium nach Berlin gezogen und kam heute das erste Mal zu Besuch nach Hause. Ursprünglich hatte er schon früher einen Heimatbesuch geplant, doch das Lernen für die Uni spannte ihn mehr ein, als ihm lieb war, sodass er seine erste Heimreise hatte verschieben müssen und erst jetzt kam.

Ruth war aufgeregt. Sie freute sich, ihn zu sehen und umarmen zu können. Wenn sie ehrlich war, waren speziell die ersten Wochen für sie als Mutter hart gewesen. Er war ihr einziger Sohn. Von dem Vater, ihrem Exmann, lebte sie seit Jahren getrennt, so fiel es natürlich besonders auf, dass nach seinem Auszug das Haus auf einmal leer und still wirkte.

Glücklicherweise hatte ihr Chef zuvor schon angeboten, dass sie ihre halbe Stelle zu einer ganzen Stelle ausbauen konnte. Das lenkte sie ab. Nach acht Stunden Arbeit in einem Bekleidungsladen im Einkaufszentrum sehnte sie sich nach Ruhe. Dann machte es ihr nichts mehr aus, alleine zu sein.

Mit einem breiten Grinsen im Gesicht begann sie die letzten Warenlieferungen für heute aus den Kisten auszuräumen, zusammenzulegen und an den dafür vorgesehenen Stellen einzusortieren.

Nachdem sie sich vor sieben Jahren von ihrem Mann getrennt hatte, hatte sie gefühlt von heute auf morgen auf eigenen Beinen stehen müssen. Die Trennung verlief zwar friedlich, es gab keinen Rosenkrieg und ihr Exmann zahlte widerstandslos Unterhalt für seinen Teenagersohn, aber dennoch spürte sie das finanzielle Loch, das sich auftat. Bisher hatte ausschließlich ihr Mann Geld verdient, sie war zu Hause bei ihrem Sohn geblieben und hatte sich um den Haushalt und die Erziehung gekümmert. Das musste sie nach der Trennung ändern. Da sie sich noch in der Ausbildung befunden hatte, als sie schwanger wurde, besaß sie keine abgeschlossene Berufsausbildung, was die Stellensuche erschwerte. Zum Glück fand sie recht zügig einen Aushilfsjob in dem Bekleidungsgeschäft, in dem sie heute noch arbeitete. Der Chef unterstützte sie von Anfang an: Wenn ihr Sohn krank war, gab er ihr umstandslos frei und als eine Halbtagsstelle zu besetzen war, bot er ihr an, diese zu übernehmen. Aus Gesprächen mit anderen alleinerziehenden Müttern wusste sie, dass dieses Verhalten nicht selbstverständlich war.

Zu Beginn ihrer Einstellung verfolgte sie noch das Ziel, den Verkaufsjob lediglich übergangsweise zu nutzen, bis ihr Sohn alt genug wäre, damit sie eine Vollzeitausbildung starten konnte, aber daraus wurde nichts. Sie fühlte sich in dem Betrieb so wohl und verstand sich mit ihren Kollegen so gut, dass sie sich nicht dazu überwinden konnte, zu kündigen.

Nur noch 45 Minuten bis zum Feierabend. Sie spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte.

## 2. Kapitel

### Mona Neumann – zufällige Kundin

Direkt nach Unterrichtsende machte Mona Neumann sich auf den Weg zum Einkaufszentrum, das fünf Stationen mit der Straßenbahn von ihrer Schule entfernt lag. Einerseits verstand sie es natürlich, dass der Arzttermin und die Schulaufgaben ihrer Freundin wichtiger waren, andererseits war sie trotzdem enttäuscht und traurig. Die Logik und ihre Emotionen vertraten unterschiedliche Sichtweisen.

Sie stieg aus der Straßenbahn aus und nahm den Fußweg zum Haupteingang des Centers. Da es ein Werktag war, war die Menschenmenge, die denselben Weg einschlug, überschaubar. Unter der Woche hatte man selten das Problem, dass die Einkaufspassage überlaufen war, ganz im Gegensatz zu den Wochenenden, besonders vor der Weihnachtszeit, in den Ferien oder bei schlechtem Wetter, wenn sich die Leute nur so durch die Gänge und Läden schoben. Dann machte das Einkaufen keinen Spaß mehr, sondern endete im Stress.

Da sie noch nicht wusste, in welche Richtung ihre Auswahl gehen würde, fiel es ihr schwer, ein festes Ladenziel anzuvisieren. Unschlüssig streifte sie durch die untere Etage und musterte die Schaufenster. Wäre ihre Freundin dabei gewesen, hätte diese die Führung übernommen. Sie wusste, in welchen Geschäften man die besten und günstigsten

Klamotten bekam. Doch Mona hatte davon keine Ahnung. Sie wusste noch nicht einmal, ob sie eine Hose und ein Oberteil kaufen wollte oder lieber ein luftiges Sommerkleid. Da es noch Frühsommer war und die Temperaturen noch nicht allzu beständig waren, wäre es vermutlich besser, etwas auszusuchen, was man sowohl bei kühler als auch bei heißer Wetterlage tragen konnte.

Vor einem Schaufenster blieb sie stehen. Die Puppe in der Vitrine trug eine eng anliegende hellgraue Hose mit aufgedruckten Blumen und dazu eine farblich passende Bluse. Das Outfit sah elegant und gleichzeitig verspielt aus. Es gefiel ihr. Sie überlegte, ob sie es wagen sollte, es anzuprobieren, auch wenn der Laden preislich nicht billig aussah. Eventuell hatte sie Glück und es handelte sich um ein Angebot.

In Gedanken rechnete sie gerade durch, wie viel Geld sie ausgeben konnte, als jemand sie unsanft anrempelte. Empört schaute sie der schwarzgekleideten Person, die keine Anstalten machte sich zu entschuldigen, hinterher. Sina hätte ihr hinterhergerufen und gefragt, ob derjenige keine Augen im Kopf hatte oder was dieses respektlose Verhalten solle, doch sie beließ es bei einem verständnislosen Blick.

Sie hatte nicht im Weg gestanden und war auch nicht so klein, dass man sie leicht hätte übersehen können. Die Gestalt hatte sie entweder bewusst gestoßen oder war so in Gedanken versunken, dass sie ihre Umwelt nicht mehr wahrnahm.

»Ein seltsamer Kauz«, murmelte sie sich selbst zu. Wer lief mit schwarzer Hose, schwarzer Kapuzenjacke und

aufgesetzter Kapuze durch ein Einkaufszentrum? Es wirkte, als wolle die Person etwas verbergen, ihr Gesicht verdecken.

Noch während sie dem schwarzgekleideten, der Statur nach zu urteilen, Mann hinterherschaut, spürte sie eine Gänsehaut, die sich über ihren Rücken ausbreitete. Panisch griff sie nach ihrem Rucksack. *»Bitte nicht«,* flehte sie in Gedanken. *»Bitte lass das kein Taschendieb gewesen sein!«.* Trotz Verschärfung der Sicherheitsstreifen war es in den letzten Wochen, besonders an den Nachmittagen, zu vermehrten Gelddiebstählen gekommen, darüber hatte die Zeitung berichtet, und an den Eingängen hingen sogar Warnhinweise aus.

Der Reißverschluss des Vorfaches, in dem sich ihr Portmonee befand, war noch verschlossen. Erleichtert atmete sie auf. Um völlig sicher zu gehen, öffnete sie das Fach und holte ihren Geldbeutel heraus. Alles war noch da.

*»Dass du immer vom Schlimmsten ausgehen musst«,* tadelte sie sich in Gedanken. *»Der Kerl war kein Dieb, hör damit auf, Menschen allein wegen ihres seltsamen Aussehens zu verurteilen.«*

Ohne der Begegnung weitere Beachtung zu schenken, widmete sie sich erneut der Mode im Schaufenster.

Innerhalb weniger Minuten hatte sie den Zwischenfall – zumindest vorerst – vergessen.

## Tim Weber – ein Versager

*»Ich darf nicht hier sein! Was tue ich? Verdammt, ich muss hier raus!«*

Immer mehr Panik breitete sich in ihm aus. Sein Puls raste, sein Kapuzenpulli war nassgeschwitzt, sein Sichtfeld verengt. Vom Verstand her wusste er, dass ihn nicht alle anstarrten – vorausgesetzt er bekäme sich wieder unter Kontrolle. Wenn er weiterhin herumrannte wie ein aufgeschrecktes Huhn, würden ihn tatsächlich bald alle Kunden misstrauisch mustern ... Er musste sich normal verhalten, ruhig und gesittet, und in der Masse untertauchen.

Niemand wusste, was er vorhatte, kein Mensch konnte seine Gedanken lesen, niemandem gelang es, durch sein Sweatshirt hindurchzuschauen, niemand sah die Dinge, die er bei sich trug. Alles war in Ordnung, das musste er verinnerlichen. Bloß weil er wusste, was gleich geschehen würde, hieß das nicht, dass es jeder wusste.

Für Tim war es anstrengend, unter Menschen zu gehen. Er hasste die Lautstärke, die Gerüche, die hellen Lichter, das Gerede. Die Reize überforderten ihn und lösten Panik bei ihm aus. Seitdem er denken konnte, war er ängstlich gewesen. Schon im Kindergarten hatte er Stresssituationen gemieden, sich gegenüber neuen Herausforderungen verweigert und war Aufgaben und Orte umgangen, die ihm unheimlich erschienen. Er war anders als Gleichaltrige, sensibler und zerbrechlicher. Er hatte es nie geschafft, Stabilität im Leben zu

finden. Über Jahre hinweg wurde er deswegen ausgegrenzt und gemobbt.

Zu Beginn hatte er sich selbst die Schuld für sein Anderssein gegeben, doch jetzt, dank seinem Mentor, war es ihm klar: Ihn traf keine Schuld, er war die einzige Person, die unschuldig war. Jeder andere in seinem Umfeld war schuldig, nur er nicht. Er war ein Opfer. Ein Opfer, das keiner Fliege etwas zu Leide tun konnte und das sich nie wehrte.

Er zog sich von der Welt zurück. Seine Wohnung verließ er ausschließlich bei Dunkelheit, tagsüber wagte er es nicht einmal mehr, den Rollladen zu öffnen, sein einziger Kontakt zu anderen Menschen bestand aus Chats in Onlinespielen. Und ja, er lebte gut damit. Gesund oder normal war dieses Verhalten sicherlich nicht, das wusste er auch ohne einen Psychologen um Rat zu fragen, aber es gab ihm Sicherheit. Niemand konnte ihm helfen. Niemand hatte ihn verstanden. Niemand hatte ihm zugehört.

Hass brodelte in ihm. Sein Inneres fühlte sich an wie ein Vulkan, der kurz vor einem Ausbruch stand. Er wusste nicht, wohin mit den Emotionen. Er zog die Kapuze seiner Sweatshirtjacke tiefer ins Gesicht und schaute beim Laufen zu Boden. Er musste die Toiletten in dem Center finden. Dort würde er die letzten Vorbereitungen treffen.

Unvorhergesehen stand ihm eine junge Dame im Weg. Er sah sie nicht und stieß sie zur Seite. Er spürte, wie sie ihm abwertend und wütend hinterherstarrte. Sie gab ihm die Schuld an dem Zusammenstoß, dabei war sie genauso

schuldig. Sie hatte ebenfalls nicht aufgepasst! Ihr Unverständnis verstärkte seine negativen Emotionen. Er ballte die Hände und kämpfte darum, nicht sofort die Fassung zu verlieren. Er durfte nicht schon jetzt durchdrehen. Noch war sein Plan nicht sicher genug.

## **Julian Lortz – der Neue im Dienst**

»Hey Dicker, wir sind heute zusammen in einem Team!«

Domenik stolzierte mit einem breiten Grinsen aus Herrn Volkmar's Büro und verkündete ihm lautstark die positive Neuigkeit. Nachdem sich Julian bei seinem Chef zum Dienst angemeldet hatte, hatte er den Auftrag bekommen, vorerst im Pausenraum Platz zu nehmen, bis sein Teamkollege eintreffen und ihm die Regeln und Aufgaben der Schicht erklären würde. Dass sein Mitbewohner dieser Kollege sein würde, ahnte er bereits, doch insgeheim hoffte er, dass er jemand anderem zugeteilt werden würde. Die überdrehte und verrückte Art von Domenik konnte er heute nicht gebrauchen, er war an seinem ersten Arbeitstag nervös genug. Er wollte keinen Fehler machen, seinen Chef nicht enttäuschen und vor allem wollte er sich von Problemen, Schwierigkeiten und Katastrophen fernhalten – was in Domenik's Anwesenheit leider eine wahre Herausforderung darstellte!

Er zwang sich zu einem Lächeln und entgegnete in einem Ton, bei dem man sofort begriff, dass er die Begeisterung lediglich vorspielte: »Juhuu, das wird bestimmt toll. Aber ich wäre dir sehr verbunden, wenn du mich mit meinem Namen ansprechen würdest und nicht ständig ‚Dicker‘, ‚Bro‘ oder ‚Kumpel‘ zu mir sagst.«

Sein Freund schnalzte mit der Zunge: »Du weißt, wie ich das meine. Damit drücke ich dir meine Liebe aus.«

Scherzhaft formte er einen Kussmund und warf Julian einen Luftkuss zu, was dafür sorgte, dass die zwei Kollegen, die vor wenigen Augenblicken ebenfalls den Pausenraum betreten hatten, in lautstarkes Gelächter ausbrachen. Der eine bekundete ihm sogar sein Beileid. Er schien zu wissen, wie anstrengend es war und wie viele Nerven es kostete, mit Domenik zusammenzuarbeiten.

Bei einer Tasse Kaffee stellten sich die anderen Mitarbeiter vor. Olaf war der Ältere der beiden, er arbeitete seit zwölf Jahren im Sicherheitsdienst, und seit fünf Jahren war er hier im Center angestellt. Christian, kurz Chris genannt, hatte vor einigen Monaten seine Ausbildung als Einzelhandelskaufmann abgeschlossen, aber bisher keine Anstellung in diesem Beruf gefunden oder besser gesagt finden wollen. Er gab offen zu, dass er kaum Bewerbungen abgeschickt hatte. Im ersten Ausbildungsjahr hatte er für diesen Beruf gebrannt, doch dann hatte diese Begeisterung nachgelassen, er konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass er ein Leben lang in diesem Aufgabenbereich tätig sein würde. Er hatte an

seiner Entscheidung gezweifelt und sogar überlegt, die Ausbildung abzubrechen. Alleinig der Druck seiner Eltern hatte dafür gesorgt, dass er sich bis ans Ende der drei Jahre durchgequält hatte. Doch jetzt, nach seinem Abschluss, brauchte er Abwechslung, er wollte sich in neuen Dingen ausprobieren, neue Tätigkeitsbereiche kennenlernen und in andere Berufe hineinschnuppern. Durch eine Stellenausschreibung in der Zeitung war er auf den Job im Sicherheitsdienst aufmerksam geworden.

Nach der Vorstellungsrunde erläuterte Domenik Julian in einigen kurzen Sätzen, was heute auf sie zukam. Im Normalfall musste einmal pro Stunde ein Kontrollgang unternommen werden. Sie kümmerten sich um das untere Stockwerk, das andere Team übernahm die obere Etage. Da es zuletzt jedoch vermehrt zu Handtaschendiebstählen gekommen war, wurden die Kontrollgänge verdoppelt. Das hieß, dass sie zweimal pro Stunde, also alle dreißig Minuten, die Gänge ablaufen mussten.

Sobald man den Mitarbeiterraum verließ, hatte man ein Handfunkgerät bei sich zu tragen. Über die Funkgeräte konnte man einerseits mit den Kollegen und dem Chef im Büro kommunizieren, andererseits dienten sie zusätzlich als eine Art Alarmmelder. Jedes Geschäft besaß an allen seinen Verkaufstresen einen Notfallknopf, den die Verkäufer bei Gefahr drücken konnten. Diese Knopfbetätigung löste bei allen Funkgeräten einen Alarmton aus und übermittelte an das Display eine Zahl. Diese Zahl verriet, in welchem Laden der Sicherheitsdienst benötigt wurde.

Während seiner Schilderung betonte Domenik äußerst häufig und intensiv, dass die Schichten entspannt wären und man sich keinesfalls kaputt arbeitete. Leichter könne man sein Geld nicht verdienen.

Als sie zum ersten Kontrollgang aufbrachen, fühlte Julian sich etwas beruhigt. Er glaubte seinem Kollegen zwar nicht alles, und er schaffte es auch nicht, das unbehagliche Gefühl abzulegen, dass der Sicherheitsdienst kein geeigneter Job für einen solchen einen Angsthase wie ihn war, aber er verspürte zumindest keine Panik mehr. *Irgendwie werde ich es überleben*, sprach er sich in Gedanken selbst Mut zu.

Beim Verlassen des Mitarbeiterraumes fiel ihm ein ausgedrucktes Blatt Papier auf, das an der Tür hing. Es trug die Überschrift »ACHTUNG, wichtige Informationen«. Er blieb stehen, um das Schreiben durchzulesen, doch sein Freund drängte ihn dazu, weiterzulaufen.

»Komm, das ist uninteressant.«

»Warte, ich will wissen, was da steht.«

»Das brauchst du nicht zu wissen. Das sind die Codes für Bombendrohungen, Brände, Amokläufe und ähnliche Ereignisse.«

Nachdenklich runzelte er die Stirn und überlegte, zu widersprechen. Er fand dieses Thema ganz und gar nicht unwichtig. Aber vermutlich hatte sein Freund recht, im Normalfall würde er diese Codes nie benötigen. Selbst wenn hier etwas geschehen würde, müsste er ganz sicher nicht an

vorderster Front stehen, nicht am ersten Arbeitstag und nicht als Aushilfskraft.

Er nahm ein Funkgerät, fixierte es an seinem Gürtel und ilte Domenik, der bereits einige Meter vorausgegangen war, hinterher.

Sie liefen einen circa fünfzig Meter langen Gang entlang, der unter anderem für Anlieferungen genutzt wurde. Er verband den Mitarbeitereingang mit einem versteckten Zugang zu dem Center. Die Zugangstür war mitten in einer Plakatwand eingebaut. Wenn man nicht wusste, dass sich dort eine Tür befand, oder nicht hinsah und das Türschloss entdeckte, erkannte man den Durchgang nicht, was gewollt war. Nicht jeder Besucher sollte Zutritt zu den Servicebereichen haben oder sehen, wo die Putzkolonnen ihre Materialwagen verstauten, wo defekte Bänke gelagert und repariert wurden und was sonst noch im Hintergrund des Einkaufsbereiches vor sich ging.

Grob formuliert, befanden sich der Mitarbeiterraum und das Büro des Sicherheitsbeauftragten hinter den Kulissen im Backstagebereich. Vorne im Center spielte sich die Show ab, während hinter der Bühne Dutzende Mitarbeiter dafür sorgten, dass alles reibungslos lief und Probleme schnell beseitigt wurden.

Durch diese Tür in die Einkaufspassage zu gelangen, löste bei Julian Faszination aus. Bisher hatte er sich nie Gedanken darüber gemacht, wie viel im Verborgenen ablief, damit sein

Einkauf zu einem Erlebnis wurde. Er hatte es als selbstverständlich angesehen.

»Du bist solch ein Schisser«, holte ihn sein Kollege aus seinen abschweifenden Überlegungen heraus.

»Warum?«

»Kein Mensch liest sich die Sicherheitsbestimmungen durch. Das Schlimmste, was uns passieren kann, ist eine Verfolgungsjagd mit einem Ladendieb. Und das ist nicht schlimm, weil es gefährlich ist, sondern, weil es anstrengend ist. Ich hasse rennen.«

Julian musste schmunzeln. Ja, sein Freund hatte nicht unbedingt eine sportliche Figur. Er war nicht dick, aber dennoch hatte er ein paar Kilos zu viel auf den Rippen, und Ausdauer besaß er ausschließlich beim Flirten und beim Alkoholtrinken. Joggen zählte nicht zu seinen Hobbys.

»Aber ich glaube, das haben sie beim großen Brand vor zehn Jahren ebenfalls gedacht, dass es nicht wichtig ist, auf Brandschutzrichtlinien zu achten«, versuchte er, die Dringlichkeit seines Anliegens zu unterstreichen.

Genervt knirschte Domenik mit den Zähnen.

»Seitdem hat sich einiges geändert. Damals gab es zu wenige Rauchmelder, keine festgesetzten Zeiten, wann Kontrollgänge unternommen wurden ... das ist heute anders. Solch ein Brand würde heute direkt entdeckt und unmittelbar automatisch von der Sprinkleranlage gelöscht werden.«

Er machte eine Pause, holte tief Luft, drehte sich zu Julian um und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

»Hier ist es sicher. Du brauchst dich vor nichts zu fürchten, ich werde dich beschützen.«

Dabei kam sich Domenik so lächerlich vor, dass er kurz danach laut losprustete.

»Tut mir leid, doch hin und wieder bist du echt ein Angsthase.«

Beschämt zog Julian seine Schultern nach oben. Gerne wäre er mutiger, gerne würde er sich weniger Gedanken machen und weniger Angst davor haben, dass er irgendwann in eine gefährliche Situation geriete, doch leider konnte er seine Unsicherheit nicht abstellen. Es gab keinen Ausschalter dafür. So war eben seine Persönlichkeit.

»Und wenn etwas passiert, dann habe ich dich dabei«, redete Domenik weiter. Ihm schienen seine vorherigen Worte ein wenig leidzutun. Er hatte Julian mehr getroffen, als er ursprünglich wollte. Er hatte gedacht, dass sein Freund etwas mehr Spaß verstünde, doch offensichtlich war dem bei diesem Thema nicht nach Lachen zumute.

»Du hast die Vorschriften gelesen und weißt, was zu tun ist. Du wirst unser aller Held sein und als Einziger den Überblick bewahren.«

## Tim Weber – ein Versager

Endlich hatte er die Toilette gefunden. Sein T-Shirt, das er unter der Sweatshirtjacke trug, war inzwischen durchgeschwitzt. Es klebte an seiner feuchten Haut – oder klebte etwas anderes an der Haut? Er wusste es nicht und wollte es teilweise auch gar nicht wissen.

Hektisch schaute er sich im vorderen Bereich der Toilette um. Ein älterer Mann kam gerade aus einer der Kabinen und steuerte auf das Waschbecken zu. Außer ihm war der Raum leer. Sollte er warten, bis der Herr verschwunden war? Nein, ihm würde es nicht auffallen, wenn er in die vorletzte Kabine auf der rechten Seite verschwand. Das wäre weniger auffällig, als wenn er warten würde, bis der ältere Herr seine Hände gewaschen hatte und von dannen zog.

Zielstrebig lief er auf die Kabine zu und schloss die Tür hinter sich. Anschließend ließ er sich erschöpft auf den geschlossenen Klodeckel sinken. Er brauchte zwei Minuten, um sich zu beruhigen. Er musste sich sammeln. Es war nicht gut, wenn er jetzt schon panisch wurde, das Schwierigste stand ihm noch bevor. Wenn sein Plan funktionieren sollte, musste er in den nächsten zwanzig Minuten noch drei Punkte auf seiner To-do-Liste abarbeiten, ehe er die Bombe wortwörtlich platzen ließe.

Um seinem Körper etwas Abkühlung zu verschaffen, öffnete er die Jacke und zog sie aus. Hier in der Toilette, hinter verschlossenen Wänden, konnte schließlich niemand sein Geheimnis sehen.

Vorsichtig streifte er die Ärmel von den Armen. Auf keinen Fall wollte er eine der sensiblen Verbindungen lösen. Um seine Brust war ein Sprengstoffgürtel geschnallt. Mehrere Stangen Dynamit waren mit Kabeln verbunden, die alle zu einem Zünder führten, den er etwas seitlich fast schon unter seinem Arm angebracht hatte. Noch war der Auslöser nicht scharfgeschaltet. Noch hätte er den Sprengstoff vorsichtig ablegen können, wobei die Menge an Sprengmaterial trotz allem nicht ungefährlich war. Es war und blieb explosives Material. Es ausziehen und in den Mülleimer werfen oder die Toilette herunterspülen konnte er nicht.

Den letzten Draht anbinden, um den Zünder scharfzuschalten, das würde er erst nachher tun. Zunächst musste er andere Vorkehrungen treffen. Jeden seiner Schritte hatte er zuvor ausführlich durchgeplant, mit seinem Komplizen besprochen und auswendig gelernt. Er wusste, wie das Sicherheitskonzept des Centers aussah, wann welche Maßnahmen griffen, wie viele Mitarbeiter aktuell im Dienst waren, welche der Mitarbeiter er beachten musste, weil er oder sie ihm gefährlich werden konnten, und welche Personen er getrost unbeachtet lassen konnte, weil sie nichts anderes versuchen würden als ihren eigenen Hintern zu retten. Ja, es war keine Kurzschlussaktion, die er hier durchführte, obwohl es sich für ihn so anfühlte. Und nein, er hantierte auch nicht alleine, wenngleich er der einzige sichtbare Täter war und, falls alles gut lief, auch bleiben würde.

Seit sechs Monaten liefen die Vorbereitungen. Vor sechs Monaten hatte ihn sein Mentor auserwählt, hatte ihm, dem

kleinen, unwichtigen Versager, die Chance gegeben berührt zu werden und eine Stimme zu bekommen. Nach diesem Tag würde ihn die gesamte Welt kennen, jeder würde um seine Geschichte wissen. Er, Tim Weber, würde heute die Welt verändern und den Menschen die Augen öffnen.

Aus der Hosentasche zog er einen Blisterpack mit Tabletten. In der Packungsbeilage stand, dass man maximal eine Tablette in vierundzwanzig Stunden nehmen sollte. Er drückte nun die zweite Pastille aus der Verpackung und schluckte sie herunter. Etwas zu trinken benötigte er dabei nicht, schon in seiner Jugend hatte er gelernt, Tabletten schnell und unkompliziert einzunehmen. Damals hatte er alles Mögliche an Medikamenten verschrieben bekommen. Zeitweise war er sich vorgekommen wie ein Versuchskaninchen. Jeder Arzt, zu dem ihn die Eltern damals geschleift hatten, stellte bei ihm eine andere Diagnose. Manche gingen davon aus, dass er unter Asperger-Autismus litt, andere behaupteten, er hätte eine gestörte Persönlichkeit, wiederum andere gingen von einer Depression aus. Die Symptome wechselten von Niedergeschlagenheit in Impulsivität, Aggression, Traurigkeit ... Kein Tag war wie der andere. Jedes Mal, wenn er das Gefühl hatte, sich und das Leben endlich zu verstehen, änderten sich die Regeln. Es kam ihm vor, als sei er ein Fremdkörper auf diesem Planeten. Er gehörte nicht hierher, passte nicht in die Gesellschaft und das ließen ihn seine Mitmenschen spüren.

Er dachte zurück an die Vergangenheit:

Mobbing, Beleidigungen, Ausgrenzungen und fiese Streiche von Mitschülern waren fester Bestandteil seines Schulalltags gewesen. Alleinig eine Sache hatte er beherrscht: das Lernen.

Besonders in Mathematik, Chemie und Physik war er sehr begabt. Es gab kein wissenschaftliches Problem, das in der Schule behandelt wurde, das er nicht lösen konnte. Sein Abitur meisterte er mit einem Notendurchschnitt von 1,0. Er war Jahrgangsbester und bekam sogar eine Auszeichnung dafür. Diese ermöglichte ihm ein Stipendium an einer Universität. Kurzzeitig schien alles perfekt zu werden ... Er fühlte sich wie ein Phönix, der jahrelang hässlich gewesen war, sein Federkleid verbrannt hatte und jetzt endlich aus der Asche aufstieg und bewundert wurde. Die schwierigen Jahre schienen vorbei, die Schulzeit war zu Ende – doch leider hielten sich die Illusionen von einer besseren Zukunft nicht lange. Nicht einmal ein volles Semester stand er an der Universität durch. Jedoch scheiterte er nicht an den Lernthemen, an den Hausarbeiten oder den Klausuren. Vielmehr machten ihm ganz einfache und alltägliche Dinge zu schaffen, die niemand anderem außer ihm Schwierigkeiten bereiteten.

Die unregelmäßigen Studienzeiten, die ständigen Raumwechsel, die fehlende Struktur, brachten ihn aus dem Gleichgewicht. Dazu kam noch der Umzug in eine neue, unbekannte Stadt, fremde Menschen, auf die er sich einlassen musste, ein Mitbewohner, der Schlagzeug spielte ... damit kam er nicht zurecht. Er glaubte, den Halt zu verlieren und abzustürzen. Um seine Nerven zu beruhigen, nahm er ein Mittel mit stimulierender Wirkung, das er einem Mitstudenten abkaufte.

Doch leider flog dieses Geheimnis auf. Ein anderer Mitstudent, der eifersüchtig auf seine guten Leistungen war, verriet ihn an den Tutor, der wiederum zur Universitätsleitung ging, um den Medikamentenmissbrauch von Ritalin zu melden. Dies hatte zur Folge, dass er sein Stipendium zusammen mit dem Studienplatz verlor, denn an dieser Universität wollte man nichts mit Ritalinmissbrauch zu tun haben. Negative Schlagzeilen oder Gerüchte konnte und wollte man sich hier nicht leisten.

Betrübt, frustriert und wütend zog er also in seinen Heimatort zurück. Da ihm das Geld für eine eigene Wohnung fehlte, musste er zwangsweise in sein altes Kinderzimmer im Elternhaus zurückziehen. Welch eine Demütigung. Aus ihm hätte so viel werden können, doch er hatte sich mal wieder die Zukunft verbaut. Er war ein Versager. Ein Versager auf ganzer Linie!

Über hundert Bewerbungen hatte er abgeschickt, doch die einzigen Antworten, die er bekam, waren Absagen. Niemand wollte ihn haben. Bildungsmäßig war er ein Überflieger, in den Naturwissenschaften konnte ihm niemand etwas vormachen, aber im wahren Leben war er zu nichts imstande. Und das wahre Leben war das, was zählte ...

Nach und nach begann er einen Krieg gegen sich selbst zu führen. Er suchte nicht länger nach Dingen, die er gut konnte, sondern hielt sich stattdessen all seine Fehler vor. Seine Gedankenwelt färbte sich genauso wie seine Gefühlswelt

tiefschwarz. Er kapselte sich ab, verkroch sich im Dunkeln, schämte sich für seine Existenz.

Es ist krass, wie viel Hass ein Mensch gegen sein eigenes Spiegelbild entwickeln kann. Für ihn gab es keinen Sinn mehr. Weshalb er noch atmete, wusste er selbst nicht. Wahrscheinlich wollte er seine Eltern, die mit ihm litten, nicht noch mehr enttäuschen. Er wollte ihnen nicht noch ihre letzte Hoffnung nehmen ...

Tim Weber riss sich schließlich aus seinen Gedanken. Er zog sein rechtes Hosenbein nach oben und griff nach der Glock 17, die er mit einer eigenständig konstruierten Halterung an sein Bein geschnürt hatte. Ausreichend Munition für die selbstladende Pistole hatte er an dem anderen Bein befestigt. Als er die Waffe lud, musste er grinsen. Niemals hätte er gedacht, dass er dazu in der Lage wäre, solch eine Tat zu planen oder gar durchzuführen. Niemals hatte er sich in seiner Vergangenheit gewehrt. Er war immer ein Opfer gewesen und hatte sich damit abgefunden. Für ihn war es selbstverständlich, dass er gemobbt wurde. Er hatte es hingenommen, wenn man über ihn lachte, hatte sich nicht beschwert, wenn er aus Versehen im Gang angerempelt worden war, und hatte sich selbst als wertlos angesehen. Deshalb hatte es ihn lange Zeit nicht gestört, wenn auch andere ihn wie Müll behandelten.

Es war alles in Ordnung gewesen, bis er vor sechs Monaten seinen Mentor kennengelernt hatte, der ihm die Augen geöffnet hatte. Er hatte ihm erklärt, dass seine Mitmenschen

ihm Unrecht antaten und er endlich aufstehen und sich wehren musste.

Anfangs hatte er an dieser Aussage gezweifelt, er konnte sich nicht vorstellen, dass er das Denken seines Umfeldes und die Ansichten über ihn ändern konnte. Dafür fühlte er sich zu schwach, doch sein Mentor hatte nicht aufgegeben. Schritt für Schritt hatte er dem jungen Mann sein Selbstvertrauen zurückgegeben und ihm gezeigt, welche Stärken in ihm steckten. Er hatte ihn dazu gebracht, an sich zu glauben, und seine Gefühle umgewandelt.

Je mehr Tim mit ihm über sein Leben und das, was er ertragen musste, geschrieben hatte, desto mehr richtete sich seine Wut nach außen. Bisher hatte er angenommen, dass er falsch war, dass er der Fehler war, aber sein Lehrer erläuterte ihm, dass die Mitmenschen die *Bösen* waren. Nicht er musste sich ändern, sondern die Gesellschaft. Er musste sie aufwecken und ihnen zeigen, wer das Sagen hatte.

Zu Beginn hatte er die Idee, dieses Vorhaben mit Gewalt durchzusetzen, verrückt gefunden. Er hatte sich nicht vorstellen können, dass er mit Waffengewalt und einem Amoklauf sein Ziel erreichen würde. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, sein erlittenes Unrecht mit weiteren Ungerechtigkeiten zu vergelten. Er wollte niemanden leiden lassen, doch laut seinem Chatpartner, den er bei einem Computerspiel, einem Ego-Shooter, kennengelernt hatte, war dies die einzige Möglichkeit, Gehör zu finden. Er musste andere so behandeln, wie er behandelt wurde. Sie mussten die Angst spüren, die er jahrelang verspürte. Er musste ihnen ihre

Freiheit nehmen, damit sie begriffen, was sie ihm angetan hatten und wie es sich anfühlte, in einem Gefängnis mit unsichtbaren Gittern eingesperrt zu sein. Ausschließlich so würden sie begreifen und einsehen können, wie es für ihn gewesen war, bei jedem Fehltritt Angst um das eigene Leben zu haben. Während der Schulzeit hatte zwar nie jemand mit einer Waffe vor ihm gestanden, aber auch Faustschläge, Tritte und emotionale Gewalt konnten auf Dauer einen Menschen töten. Der Tod durch einen Schuss war harmlos im Gegensatz zu einem Tod durch Mobbing.

Nachdem er einige Nächte darüber geschlafen hatte, kam ihm der Vorschlag eines Amoklaufes nicht mehr absurd, sondern logisch vor. Sein Berater, der somit zu seinem Komplizen wurde, hatte Recht. Manchmal musste man Gleiches mit Gleichem vergelten. Man durfte nicht alles schweigend hinnehmen, ab und zu musste man aufstehen und die Gerechtigkeit erkämpfen.

Mit einem gezielten Handgriff öffnete er die Abdeckung des Toilettenspülkastens. Auf der Unterseite des Deckels war mit Klebeband ein Schlüssel fixiert. Diesen löste er ab. Laut seinem Komplizen handelte es sich bei dem Schlüssel um einen Generalschlüssel, der bei allen Türen im Center passte. Dadurch bekam er Zutritt zu jedem Raum und – was noch viel bedeutsamer war – er hatte die Möglichkeit, die Eingänge

beziehungsweise Ausgänge des Einkaufscenters abzuschließen. Schließlich wäre es schade, wenn einige Leute direkt die Flucht ergriffen.

Niemand sollte die Chance haben, seine *Party* frühzeitig zu verlassen. Jeder würde bis zum bitteren Ende anwesend bleiben müssen.

Nachdem er den Schlüssel sicher in der Hosentasche verstaut hatte, verschloss er den Spülkasten wieder und reckte sich nach dem Fenster, das sich über der Toilette befand. Es war ziemlich hoch angebracht, sodass er auf Zehenspitzen stehen musste, um den Fenstergriff zu öffnen. Um besser heranzukommen beziehungsweise überhaupt durch das geöffnete Fenster herausgreifen zu können, musste er sich auf den geschlossenen Klodeckel stellen.

Hinter der Wand standen einige Büsche und eine dichte Hecke. Die Toiletten befanden sich in einem kleinen Anbau, der vom Hauptgebäude abzweigte. Die Fensteröffnungen richteten sich nicht in Richtung Parkplatz, sondern zeigten zu einer Art Grünstreifen, der sich seitlich neben dem Center befand. Die Büsche, Hecken und kleinen Bäume, die dort wuchsen, wirkten ungepflegt. Sie waren nicht von Menschenhand gepflanzt worden, die Natur hatte an dieser Stelle das Sagen. Da der Ort jedoch weder vom Parkplatz noch vom Centerinneren aus einsehbar war, schien das niemanden zu interessieren. Dass jemand aus dem Fenster einer öffentlichen Toilette schaute, war offensichtlich nicht eingeplant. Hinter den Grünpflanzen, circa achtzig Meter hinter der Wildnis,

verliefen die Straßenbahnschienen. Fuhr eine Straßenbahn vorbei, konnte man sie zwischen den Blättern erkennen und das Rattern hören, das die Bahn auf den Schienen erzeugte.

## **Alexander Volkmar – Sicherheitsbeauftragter**

Alexander Volkmar verließ das Gebäude.

Seinen Kaffee hatte er ausgetrunken, nun zog es ihn zum Rauchen nach draußen. Im Objekt und somit auch in seinem Büro herrschte striktes Rauchverbot. Daran musste sogar er als Sicherheitschef sich halten. Wobei er es als nicht dramatisch empfand, hin und wieder das Büro verlassen zu dürfen. In letzter Zeit verspürte er oft das Gefühl, dass ihn die engen Wände einsperrten. Je länger er auf die Wand gegenüber seinem Schreibtisch starrte, desto näher schien sie auf ihn zuzukommen. Es war unheimlich. Vielleicht sollte er den Rat einer seiner Kollegen befolgen und dem Zimmer eine andere Farbe verpassen? Eventuell lag es an der ehemals weißen, nun eher gelben, in die Jahre gekommenen Tapete? Andererseits, lohnte sich diese Veränderung noch? Er war ebenfalls nicht mehr der Jüngste. Bis zur Rente würde er diesen Posten sicher nicht behalten, er spürte schon den Atem der jüngeren Kollegen, die auf sein Amt geierten, im Nacken.

Mehrfach war ihm bereits die Frage gestellt worden, ob er sich nicht langsam zur Ruhe setzen wolle und ob es für ihn

nicht Zeit sei, etwas *Altersentsprechendes* zu machen. Dabei achteten die Kollegen stets darauf, nicht fordernd, sondern besorgt und fürsorglich zu klingen, aber er kannte ihren wahren Beweggrund. Niemand sorgte sich um ihn, sein Alter oder seine Gesundheit, es ging alleinig um den Einfluss, den er besaß, und sein Gehalt. Wobei dieses nicht überdurchschnittlich hoch war. Er verdiente zwar deutlich mehr als die Kräfte unter ihm, aber im Bundesschnitt lag er dennoch an der unteren Grenze.

An der Mitarbeiter-Raucherecke angekommen, zündete er eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Die Mitarbeiter-Raucherecke bestand aus einem großen Aschenbecher, der einige Meter neben dem Mitarbeiteringang stand, und einer hölzernen Parkbank, die als Sitzgelegenheit daneben abgestellt war. Herr Volkmar blieb jedoch stehen. Wehmütig betrachtete er das Gebäude, dem man ebenfalls, besonders auf der Rückseite, wo wenig Kunden vorbeikamen, die Jahre, die es auf dem Buckel hatte, ansah.

*Wir haben zusammen angefangen, wir haben zusammen die Hochglanzzeiten erlebt, und so wie es aussieht, werden wir ebenfalls bald zusammen untergehen ... Wir sind alt, nicht mehr aktuell, nicht mehr up to date, man wird uns ersetzen.* In Gedanken setzte er sich schon damit auseinander, dass die Uhr tickte. Sein Verstand wusste, dass er nicht mehr an den erfolgreichen Zeiten anknüpfen konnte und ja, er war sogar einige Male bereits die Idee durchgegangen, freiwillig zu kündigen, aber seine Emotionen weigerten sich noch, der Wahrheit ins Gesicht zu schauen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie es sich

anfühlte, das Einkaufscenter nur noch durch den Kundeneingang zu betreten und nicht mehr durch den Mitarbeitereingang. Dagegen sträubte sich sein Inneres. Er war der Kapitän des Sicherheitsdienstes, und wie der Kapitän eines Schiffes würde er sein *Zuhause* niemals kampflos verlassen.